

Mathematikern, Physikern und Lebenswissenschaftlern.

Der Anspruch der Autoren ist hoch gesteckt: Mit den großen Daten und unterschiedlichen Experimenten soll ein „Toolkit“ entwickelt werden können, um „demokratische Turbulenzen“ besser zu verstehen und sogar vorhersagen zu können. Dieses Versprechen wird nur bedingt eingelöst. Muss es aber auch nicht. Aus Sicht des Rezensenten können wir mit einer Verbindung der Theorie des kommunikativen Handelns mit postmodernen, reflexiven und kritischen Ansätzen der Dialektik von Vereinheitlichung und Fragmentierung im Web eher gerecht werden. Die Geschichte einer „Webgesellschaft“ (Gerald Fricke) lässt sich in vielen kleinen und vielfältigen Episoden und Abschnitten erzählen, aber kaum prognostizieren. Ungeordnet, gleichzeitig, diskontinuierlich, nicht linear, mit Beispielen und assoziativen Verknüpfungen, in wissenschaftlichen Aufsätzen und empirischen Forschungsberichten – und gleichermaßen auf Plattformen im Web oder mit satirischer Kurzprosa auf Twitter. Erzählen wir am besten Geschichten gelungener Zusammenarbeit in diesem, unseren Internet. Damit können wir keine Turbulenzen voraussagen, aber mit deren Auswirkungen besser umgehen.

Braunschweig

Gerald Fricke

Digitale Gespenster der Selbstoptimierung

Stalder, Felix: Kultur der Digitalität, 282 S., Suhrkamp, Berlin 2016.

Gespenster gehen um in der Welt – die Gespenster der Digitalität. Die Verhältnisse erweisen sich zunehmend als hybrid und die politischen Handlungsfelder sind vor neue Aufgaben gestellt, angesichts derer die oft zu hörenden Phrasen von der aufkommenden Digitalisierung als grobe Verknennung der Lage sich erweisen; es ist, als würde man das mittlerweile dunkle Stroh aus der letzten Ernte nochmals hell dreschen wollen. Die Entwicklungen hin zur Lage heute, in gerade noch als solchen erkenn- und benennbaren Bereichen wie Gesellschaft, Wirtschaft, Medien, Politik und Arbeit, haben ihren Ausgang vor mehr als hundert Jahren genommen, manche noch früher.

Gespenster gibt es, seit Menschen von ihnen erzählen. Üblicherweise werden sie als sehr einfach strukturiert und medial äußerst kundig überliefert. Zwischen diesen Erzählungen und den digitalen Verknüpfungen unserer Tage, dem „Internet“, kam das Medium des Films ins Laufen. Diesem eignet prototypisch etwas Gespensterhaftes, er ist bis zu den „Social Media“, die vor allem Kanäle sind, das eigentliche Medium direkt zu vermittelnder Fantasmen. Die nicht zur Restlosigkeit erkennbare Disparatheit des Wahrnehmungsdispositivs, mit all den Phänomenen und Entwicklungen – auch dafür steht hier der Begriff der ‚Gespenster‘ –, bleibt dann unerschwinglich bestehen und wird nicht aufgeschlüsselt.

Doch: „Durch Algorithmen generierte Ordnungen sind ein konstitutiver Bestandteil der Kultur der Digitalität“. Es lässt sich an dieser Stelle endgültig nicht länger um den Gegenstand der Rezension herumkommen. Felix Stalder ist mit dem Band „Kultur der Digitalität“ ein ganz ausgezeichnetes Sach- und Fachbuch gelungen; es ist in seiner klugen Struktur und Rhythmik sehr lesbar und entwickelt ruhig eine umfassende Darstellung dessen, worum es beim heutigen Zustand der „Kultur“ – mithin „geteilter Bedeutung“ (S. 131), so Stalder – und dem Status ihrer „Digitalität“ geht. Es handelt sich um keine Kampfschrift, vielmehr um eine umfassende Arbeit, die anhand sehr tauglicher Beispiele die durchaus nicht einfach zu findenden Kerne des Aktualzustands der digitalen Bezugssysteme unserer Kultur herauschält.

Felix Stalders Begriffe von „Kultur“ und „Digitalität“ sind klug gewählt: „Als Kultur werden im Folgenden all jene Prozesse bezeichnet, in denen soziale Bedeutung, also die normative Dimension der Existenz, durch singuläre und kollektive Handlungen explizit oder implizit verhandelt und realisiert wird. [...] Mit anderen Worten, Kultur ist nicht symbolisches Beiwerk, kein einfacher Überbau, sondern sie ist handlungsleitend und gesellschaftsformend“ (S. 16). Stalder reklamiert – was nicht überraschen kann – hier eine „im weitesten Sinne poststrukturalistische Perspektive“ für sich, das heißt „Kultur wird als heterogen und hybrid konzipiert“ (S. 17). Die dafür notwendigen medialen Verbindungen von Menschen und Objekten sind jedoch aus Sicht des Verfassers Technologien der Relationalität, weshalb er den Aspekt der Materialität stets im Blick hat. Mit dem Begriff der „Digitalität“ bezeichnet Stalder nun „jenes Set von Relationen, das heute auf Basis der Infrastruktur digitaler Netzwerke in Produktion, Nutzung

und Transformation materieller und immaterieller Güter sowie in der Konstitution und Koordination persönlichen und kollektiven Handelns realisiert wird“ (S. 18).

Ausgehend von drei Hauptstränge begründet Stalder (in den Beispielen, Verweisen und Argumentationslinien auf den angloamerikanischen und europäischen Raum bezogen) die Möglichkeit, das scheinbar unfassbare Digitale als Bestandteil und zugleich Ausweis vergangener wie gegenwärtiger, potenziell auch zukünftiger Erscheinungen und Kulturäußerungen zu begreifen. Zunächst zeichnet er die „Wege in die Digitalität“ nach (die historischen Entwicklungen bis in die Krise der „Gutenberg-Galaxis“ und der Auflösung kultureller Geografien mit Zentrum und Peripherie hinein) – zuvor parataktisch für sich laufende und allenfalls parallel gesetzte Prozesse erweisen sich heute als miteinander verschränkt und in dieser hybriden Erscheinungsform kulturell dominant. In einem ganz hervorragenden zweiten Kapitel beschreibt Stalder die „Formen der Digitalität“ anhand von Referentialität, Gemeinschaftlichkeit und Algorithmizität – ausgehend von der Frage nach dem „Wie“ kultureller Praxis. Das dritte Kapitel stellt schließlich Überlegungen hinsichtlich der „Richtungen des Politischen in der Digitalität“ vor; Stalder sieht zum einen die gravierende Problematik einer postdemokratischen Gesellschaft, andererseits das massierte Aufkommen von *commons*, mittels derer er eine Möglichkeit zur Gestaltung von Zukunft sieht. Dass die postdemokratisch-kapitalistischen Zuschnitte letztlich gravierender sein könnten als die reichhaltigen Möglichkeiten der gemeinschaftlichen *commons*, wäre eine Umkehrung des Stalder'schen Befunds. Zwei klar auszumachende Gefahren benennt er dennoch, auch darin der Nüchternheit seiner Befunde angemessen: *Cloud software* und *sharing economy* stellen zwei kommerziell intensiv genutzte Bewegungen dar, die das Prinzip der *commons* ausnutzen und der Eigenverwertung zuführen. Die darin angelegte Aushöhlung des Prinzips der Gemeinschaftlichkeit ist kategorial.

Hierin liegt ein Problem von wesentlich politischem Gehalt: Wie geht die Menge der von der Digitalität und dem gegenwärtigen Stand der Kultur und ihrer Gesellschaften zwangsläufig erfassten Leute mit den Möglichkeiten und zugleich Einschränkungen der umfassenden Technologien um? Das Problem liegt, wie Stalder sieht, „nicht in den Algorithmen generell, sondern im spezifischen kapitalistisch-postdemokratischen Setting ihrer Implementierung“ (S. 233). Algorithmen

können per definitionem nicht neutral sein. Dass hinsichtlich Bewusstwerdung und widerständiger Eigendynamik wesentlich Bildungseliten handeln, die sich die neuen Möglichkeiten bis hin zu den Prinzipien der *commons* zu eigen machen, ist das klar benennbare, zusätzliche Problem. Denn die Digitalisierung erfasst zwar alle; aber nicht alle fassen die Digitalisierung. Sie werden folglich kaum an den Alternativen zur Postdemokratie partizipieren und sind den Settings der Manipulation in einer komitativen Sphäre zugeführt. Bücher wie das von Felix Stalder sind gerade vor diesem Hintergrund wesentlich.

Was nicht als eigenes Kapitel verhandelt wird, jedoch sehr deutlich dem Buch an vielen Stellen eingeschrieben ist, betrifft die Unsicherheit der digitalen Daten, die Möglichkeit der Manipulation und der Überwachung. Diese sind selbstverständlich einer Kultur der Digitalität eingelagert. Stalder zeichnet folglich sorgfältig die unterschiedlichen Aspekte nach und stellt anhand von Überwachungs- und Verkehrsleitsystemen, Googles PageRank und Facebooks Timelines wesentliche Fragen (etwa, wen Googles Stauwarnung wann wohin umleitet – und wen nicht), ohne sich dem Zwang hinzugeben, alle auch gleich zu beantworten.

In der strengen Ausrichtung des Buches auf den Kontext der Bedingungen von Digitalität liegt auch das Fehlen einer Diskussion darüber begründet, wie nicht in der Digitalität und ihren Optionen hinreichend ausgebildete Bevölkerungsgruppen unter den digitalen Bedingungen ihre kulturellen Formen wahrnehmen und weiterentwickeln, auch wenn Stalders Buch genug Anstöße und Referenzen dafür bietet. Die Bereiche des Urheberrechts mit all seinen Facetten kommen dabei nur am Rande vor (wenn, dann v. a. im Zusammenhang mit den *commons* und den Lizenzen neuen Zuschnitts), wiewohl die Auseinandersetzungen in diesen Materien mittlerweile beinahe kulturstiftende Eigendynamik gewonnen. Das mag somit und angesichts der Vielzahl an ausschließlich darauf fixierten Studien der letzten Jahre überraschen, hat aber einen vom Verfasser klar deklarierten Grund: Stalder selbst veröffentlichte 2014 eine eigene Abhandlung dazu („Der Autor am Ende der Gutenberg Galaxis“).

Gespenster, so heißt es, erzählen etwas aus der Vergangenheit, bringen eine ungelöste Aufgabe in der Gegenwart erneut aufs Tapet. Die wesentliche Funktion scheint, dass aktiv Verdrängtes oder Vergessenes reiteriert wird. Daraus ergeben sich Irritationen, es entstehen Rätsel die

neu scheinen und doch nur alte sind; und mitunter soll der Rückgriff auf Vergangenes in der nunmehr gegenwärtigen Situation eine Möglichkeit der Lösung bieten. Das erweist sich auch als eine der Pointen von Stalders Buch, das mit Gespenstern und Geistern zwar nichts zu tun hat (auch wenn er sich etwa in der Mitte auf das hier im Eingangssatz angespielte „Kommunistische Manifest“ von Marx und Engels bezieht), jedoch umso deutlicher zeigt, wie manche längst abgelegten Debatten sich mit ungeahnter Vehemenz wieder positionieren, indem sie ins neue Kulturgefüge und seine Technologien sich nahezu zwingend einfügen lassen. An drei Beispielen – Bürokratie, Positivismus und Behaviorismus – wird das besonders deutlich.

Die von Stalder in die Zusammenhänge seines Buches gebrachte Bürokratie und ihre notwendigen Ordnungssysteme aus analogen Zeiten wurden zwar lange genug von profitorientierten Ideologien insbesondere der konservativen und neoliberalen Seite kritisiert, um sie entgegen aller real bestehenden Notwendigkeit für die Stabilität gesellschaftlicher und sozialer Rahmenbedingungen allgemein als überholt werten zu können. De facto sind sie jedoch in einer Art und Weise präsent – und gerade die Parteigänger der Abschaffung akzeptieren das klaglos –, wie sie kein Max Weber jemals für möglich gehalten oder gar anerkannt hätte. Algorithmen brauchen die Zuordnung, andernfalls funktionieren sie nicht. Und sie sind nicht neutral, sondern müssen entsprechend programmiert werden. Hier sind Ordnungssysteme, Formulare und Bürokratien völlig neuer und weitaus umspannenderer Weise am Werk als je zuvor – Stalder unterscheidet auch zwischen Informationsflut 1.0 und 2.0. Diese neuen Regime spielen jenem postdemokratischen Zustand ins Geläuf – in die ‚Schnittstelle‘ –, der sich in ‚Kultur der Digitalität‘ wie folgt beschrieben findet: „Als ‚postdemokratisch‘ bezeichne ich daher all jene Entwicklungen – gleich wo sie stattfinden –, die zwar die Beteiligungsmöglichkeiten bewahren oder gar neue schaffen, zugleich aber Entscheidungskapazitäten auf Ebenen stärken, auf denen Mitbestimmung ausgeschlossen ist“ (S. 209). Nicht anders als mit der neuen (daten- und nicht faktenorientierten) Bürokratie verhält es sich mit Positivismus und Behaviorismus im nun neuen Gewand; ausschließlich über messbare

Reiz-Reaktions-Beziehungen lassen sich brauchbare Datenbanken aufbauen und lässt sich das kleine Big-Data-Glück pflegen. Es wird hier nie um den Einzelnen gehen, so sehr er das mit seinem halben Dutzend Accounts in Sozialmedien-Kanälen vermuten mag. Was die Algorithmen ihm vorschlagen und was er zu sehen bekommt, ist einem angewandten Daten-Behaviorismus geschuldet, der für Experimente ebenso offen ist wie für Manipulationen – und der umso erfolgreicher sein kann, als die neue Kultur s/eine digitale ist. Im Zusammentreffen der dafür notwendigen Technologien und bereits noch länger laufender gesellschaftlicher Prozesse „ist das eigentliche Subjekt der Kulturproduktion unter den Bedingungen der Digitalität nicht der Einzelne, sondern die nächstgrößere Einheit“ (S. 128).

Ein Resultat der Verbindung von Ordnungssystemen neuen Stils und vollem Körperdateneinsatz freut übrigens die Spieleindustrie ebenso wie die Versicherungskonzerne (und die Hightech-Giganten, die über die Endnutzengeräte, ihre online-Shops und die Datenzuordnung mehrfach daran verdienen): Hin zu einem Disziplinarregime, das direkt auf den Körper abzielt, ist es nur ein kleiner Schritt. Eine entwickelte Kultur der Digitalität wird somit in absehbarer Zeit auf die Verknüpfung der einschlägigen Daten von „Versicherungen, Krankenkassen, Behörden oder Arbeitgebern“ abstellen. Der Geist der Selbstoptimierung ist ein fremd-, ein digital bestimmter. Michel Foucault und Jeremy Bentham hätten das mit allem Recht spannend gefunden.

Felix Stalders „Kultur der Digitalität“ wird in den Handapparaten akademischer Einrichtungen einen wohlverdienten Platz finden. Einen Gewinn brächte jedenfalls bereits die erste Fußnote für eine mit Quellen operierende Wissenschaft in Zeiten der Digitalität: Hier begründet Stalder sehr klar, weshalb er bei online verfügbaren Quellen keine vollständige URL referenziert, sondern ausschließlich jene Angaben (Verfasser, Titel – zum Beispiel) bringt, die zum Auffinden erforderlich sind: „Das Internet ist keine Bibliothek, und Adressen [...] sind strukturell instabil“ (S. 7). Es ließe sich somit fortan ‚nach Stalder‘ zitieren.

Wien

Peter Plener